



1924-08-24

Beethoven auf Washington Heights

Ann Tizia Leitich

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240824&seite=23&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Beethoven auf Washington Heights" (1924). *Essays*. 157.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/157

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Beethoven auf Washington Heights

Von **Ann Tizia Leitich**.

Washington Höhe in Newyork und jenes liebliche und eigenwillig gewellte Land zwischen Kahlenberg und dem Sommerhaidenweg und Pötzleinsdorf – beide sind Hügelland innerhalb der Grenzen einer Großstadt; aber wie verschieden ihr Antlitz! Das Grinzinger und Sieveringer Gelände dessen Stimmung, wie sie fast vor einem Jahrhundert mit des Genies Nerven erfüllt wurde, in der bukolischen Heiterkeit von Beethovens Sechster Symphonie unsterblich geworden ist und dessen modernes, dessen Großstadtalter, in Rudolf Hans Bartsch einen treu-seligen Barden gefunden – es war wohl meinem Bewußtsein sehr weit, als ich in dem vollen Trambahn-Car die Amsterdam Avenue hinauffuhr, Washington Heights zu. Ein Höhenzug im Norden Newyorks, von geraden Straßen überzogen, gegürtet und bestanden von vielen Mittelstandes-Apartmenthäusern, Wolkenkratzern oder anderen Gebäuden jener Kategorie, die am meisten der Individualität und daher der Schönheit entbehrt; wie hier aus der Erde gestampft werden für die jungverheirateten Paare, denen solch ein Aufzugappartement mit dem schwarzen Diener, der unten am Umschaltebrett die Telephone einstellt, der einem die Post übergibt und Aufträge – manchmal – bestellt, das *Non plus ultra* an Luxus ist. Wenn sie in zehn Jahren noch dort wohnen, wissen sie schon lange, daß es langweilig und sehr alltäglich ist, und wenn sie nicht mehr dort sind, wohnen sie wohl schon in einem der Apartmentpaläste auf Riverside Drive oder Central Park West, wo sie um viel mehr Geld den wirklichen Luxus erhalten. An manchen Stellen ist hier ein Hügel, seitwärts aufgerissen und teilweise abgetragen, stehengeblieben, die Lenden nun brutal kahl, zerrissen wie eine Wunde der Erde neben diesen schnell hingestellten riesigen und einer dem andern zum Verzweifeln ähnlichen Steinwürfeln.

Auf der Umsteigstelle an der 125. Straße wurde mein Wagen umlagert von Damen in leichten, aber nicht teuren Abendcapen, von Herren, denen ihre Begleiterrolle die Belebtheit des Interessierten über das Gesicht gegossen oder es in der Gelangweiltheit des Zwanges höflich, aber deutlich gefrieren gemacht; von jungem Volk und dem Häuflein Musikbeflissener, deren ekstatische Blicke untrennbar scheinen von Haar und Teint, deren Antlitz die billige Stubenluft verrät. Von der 125. Straße zur 139., dem Ziel der Karawane, geht es steil empor, es ist nur vielleicht zehn Minuten Pflasterweg, aber kein Volk ist so gehfau wie der Amerikaner, und man will doch zur Zeit oben sein, und es ist schon ein Viertel auf neun! Um halb neun aber beginnt das Konzert. Ja, das Konzert; denn hier oben, weit weg von Newyorks künstlerischen Bezirken, geht heute abend ein großer Schatten über die Höhen, derselbe, der einst am Sieveringer Bach die Wege abgelaufen, die Hände am Rücken verschränkt oder mit dem Stock Disteln köpfend, die Augen am Boden, die Seele aus Höllen zu Himmeln sich emporringend, wie sie so hoch und ätherklar selten von einem erstiegen worden, die Häßlichkeit des mächtigen und immer verschmähten Gesichts umflackert von der Wirrnis der Locken. . . . Im Levisohn-Stadium, das von dem Millionär gleichen Namens erbaut wurde, ist heute abend Beethovens Neunte Symphonie angekündigt.

Die Stadiumkonzerte finden täglich unter freiem Himmel und zu äußerst niedrigen Preisen statt, 25 und 50 Cents, das Defizit wird von einem Komitee von Millionären getragen, das für den heurigen Sommer eines der besten Orchester Amerikas, das Philharmonische Orchester unter der Leitung Willem van Hagstraats, engagiert hat. Das Stadium faßt etwa 10.000 Menschen und alle diese 10.000 sind heute gekommen. Da nützt nichts, es heißt „Polonaise“ stehen vor den Kassen; aber es geht amerikanisch schnell und schon hat man sein Ticket und geht ein paar Stufen hinauf und tritt hinaus auf eine mächtige Kolonnade, die sich in Halbkreisform mit vielen, vielen Stufenreihen zur Arena

herabsenkt. Dort sind im abgezielten Raum noch viele Sessel gestellt, die bis knapp vor die Rampe des Pavillons laufen, der im Stil der Kolonnade aus weißen dorischen Säulen erbaut ist; eine Wand im Rücken wirft den Schall nach vorn. Das Stadium macht nicht den Anspruch, der zu Stein gewordene Traum eines Künstlers zu sein; da sind keine schmückenden Details, nur die fest herausgearbeitete Linie, die hier die Höhe beherrscht und mit Wucht sich gegen den Himmel hebt. $\frac{3}{4}$ 9 ist es nun schon und noch immer strömen die Menschen herbei, wie dunkle Tropfen fallen sie über die weißen Steinstufen, die als Sitze fungieren. Sehr bequem sind diese „Sitze“ gewiß nicht, da sind die Sessel im abgesperrten Raum schon gefälliger. Newyork hat seine toteste Zeit und diese Sessel sind sonst meist wenig besetzt: aber heute entwickelt sich da sogar etwas wie ein gesellschaftliches Bild, ein paar Gesichter, die man von Podium, Bühne und Premieren kennt: unter ein paar großen Pariser Hüten dieses gewisse Lächeln, wie es von allen Frauen nur die Künstlerin hat, ein Lächeln, das Strahlen verschenkt und zu gleicher Zeit heischt; Begrüßungen, Händeschütteln; „Oh, Sie da, wie gut es sich trifft, ich glaubte Sie in Spanien . . .“ „Ja, bin gestern mit „Leviathan“ gekommen, ein paar Tage im Ritz . . . zu heiß, Newyork . . . morgen fahr ich an die Seen, nach Kanada, fischen . . .“ „ . . . in Oakhurst? Oh, ja Sie wissen doch, Mrs. Vandervendens Gut, ja wir sind hereingemotort. Mein Mann liebt die Neunte so sehr, wissen Sie, na ja, es ist ja auch wundervoll, *marvelous* . . .“ Indes ist das Weiß der Stufen dem Schwarz der Menschen gewichen, die die Arena bis zu den höchsten Rängen füllen. Der Himmel über uns ist noch blau[.] Newyork hat Sommerzeit – im Rotfeuer der scheidenden Sonne liegt das Häusermeer wie eine goldene Stadt, weit draußen und tief unten, jenseits der Arena und jenseits der Tennisplätze dahinter und der ersten, halbgothischen Steingebäude des City College. Das Feld ist so groß, daß das Tuten der Autos von der Straße dort nur schwach in die ersten Takte der Leonoren-Ouverture herüberklingt. Hoch oben hinter uns vom Dach der Kolonnade bläst man die Reveille, ertönt der Kanonenschuß. Als van Hogstraaten den Stab zur Neunten erhebt, ist es mit der Plötzlichkeit des Ueberganges hier schon dunkel, am Osthimmel vor uns weiterleuchtet es, während das Cello den Reigen beginnt und es sich bald vielstimmig aus den ersten aber energischen Fragen heraus zur herrlichen Bejahung entwirrt. An den Seiten und hoch oben im Zuhörerraum dürfte wohl die Klarheit verloren gehen, aber nicht allzuweit vom Podium entfernt, steht die Akustik der des Konzertsaales wenig nach.

Wer die Neunte unter Schalks Meisterstab gehört, der hat erlebt, wie er seine Leute dahin bringt, uns die himmlische Seligkeit des Adagio zu geben, während seine ganze lange, dürre Gestalt nicht mehr zu existieren scheint, nur die überirdische Wonne des Gesichtes, in dem man die ungeheure Nase gar nicht mehr bemerkt; welche Kraft floß aus dieser schwächtigen Figur bei den Dithyramben des letzten Satzes in Orchester und Chor, nach einem stufenweisen Sich-Hinaufschwingen auf die Höhe des Glückes, hat dann die fast unsagbare Mächtigkeit des Gefühls erlebt, das gebändigt in selige Klarheit; überirdisch diese Wonne, aber auch mit süßer Erdlichkeit durchtränkt, wie der Kampf des Menschentums mit dem Genie sie prägt; mit der Beethovens Musik voll bis zum Rand ist, deshalb uns so nah trotz ihrer Uebermenschentiefe, nicht wie Bach, der ewig unentwegt und ungestört in Gottes klarster Nähe wandelt. Oder Weingartners bekanntes Aus-dem-Handgelenk-Dirigieren; nicht aus dem Handgelenk nur; mit dem kleinen Finger, den er immer ein wenig wegspreizt, um sich seiner im rechten Moment zu bedienen; mit den Augen, die bald beruhigen, bald befeuern. Sie haben wohl so tief geschöpft in diesem edeln Werk und herausgeholt, was immer einer nachschaffend daraus holen kann. Bin ich doch selbst oben am Podium im Musikvereinssaal gesessen, in den Reihen des von mir so treulos für Amerika da verlassenen Singvereines, habe es miterlebt. Auch Mengelberg, den ich voriges Jahr in Carnegie Hall hörte, dirigierte eine vollendete Neunte, wenn auch gemäß der stürmisch-leidenschaftlichen Färbung seines Temperaments anders getönt. Sein Orchester war ausgezeichnet, der Chor – die *Oratorio Society*

– in Schillers herrlichem Lied an die Freude gut und fleißig; sie sangen auch heute im Stadium, aber diesmal waren sie manchmal ausgesprochen schlecht. Lasset uns gütig sein und es in der Hauptsache mit dem gewiß ein wenig verwirrenden Singen im Freien erklären. Es fehlte das edle Metall der Stimmen, beim Einsetzen schlugen die sicheren voraus, womit sie sich eigentlich wieder als so gar nicht sicher verrieten. Tapfer Ruth Rodgers in der Sopranpartie – oh selige Höhe der Gertrude Förstell! Und gut Fraser Ganges Bariton, wenn man auf Richard Mayrs satte, volle Töne vergessen könnte! Und Willem van Hogstraaten? Ich bin kein Musikkritiker – nicht jeder ausgezeichnete Dirigent ist fähig, jeden *Heroem* der Tonkunst uns gleich nahe zu bringen, und Hogstraaten liegt Beethoven nicht.

Er erlebt ihn nicht, er dirigiert ihn nur. Aber schließlich was wollen denn wir Europäer immer? Man hatte die Neunte von einem ausgezeichneten Orchester tüchtig gespielt bekommen – der Applaus war groß, der Dirigent durfte sich verneigen, die weißgekleideten Damen des Chors fächelten sich mit befriedigten Lächeln von Diven, und – Hauptsache – der Abend war, so oder so, vorüber. Was kümmert sich van Hogstraaten darum, daß da eine Europäerin sitzt mit Erinnerungen? Für die meisten der Zehntausend da war es das Beste und Großartigste, das sie je gehört, und es war auch gewiß gut und großartig; in Carnegie Hall kann man kein solches Konzert um 25 Cents hören, noch dazu mit dem unendlichen Dom über uns, aus dem der große Einsame sich seine Sphärengesänge geholt. Und nun steht man auf und drängt sich langsam die vielen Stufen hinauf und langsam durch die Kolonnade schiebt man sich hinaus dem Ausgang zu. Wie viele von diesen Menschen haben wohl heute eine Botschaft empfangen? Wie viele sind nur gekommen, weil man den Abend ja doch irgendwie verbringen mußte, oder weil es doch eigentlich gebildet aussieht, wenn man ins Stadium-Konzert geht, oder weil man andere mit Ausdrücken des Entzückens von der Neunten reden gehört, so daß man neugierig war? Aber all das zählt ja eigentlich wirklich nicht – gerade so wenig wie, daß man vollendetere Aufführungen der Neunten gehört; von Wichtigkeit ist ja nur eins: Daß über der Fratzenhaftigkeit, der Laxheit und der Gemeinheit dieser Welt die Schönheit solcher Vision triumphierend schwebt. Diese Größe, diese Güte, geboren aus einem Menschengehirn, geprägt in einem Menschenherzen. Vielleicht geschieht es, daß wir die großen Künstler so verehren, weil sie es vermögen, mit der Kühnheit und der Zielweite ihrer Phantasie in uns verschlossene Himmel zu greifen und uns die Ahnung von einem Uebermenschentum vorzuzaubern, von dem wir in Wirklichkeit ja noch weit entfernt sind. So die hohe ethische Kraft der Kunst enthüllend, von der die Alten schon wußten, als sie Kunst und Religion Hand in Hand gehen ließen. Wenn der im letzten Grade der Armeleutkrankheit sich hinschleppende Schiller, wenn Beethoven, dem der grausamste Spaß der Natur das Hören genommen, uns erscheinen und sagen und singen: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt . . .“, so stehen wir da, Hut ab: und keine Gemeinheit, keine Jämmerlichkeit der Menschenrasse, so klaftertief ringsumher, kann uns etwas anhaben. Denn dies ist in Wahrheit Götterfunkenfreude!

Beethoven auf Washington Heights.

Von Ann Tizia Peifich.

Washington Höhe in Newyork und jenes liebliche und eigenwillig gewellte Land zwischen Kahlenberg und dem Sommerhaiderweg in Pöckleinsdorf — beide sind Hügelland innerhalb der Grenzen einer Großstadt; aber wie verschieden ihr Antlitz! Das Grinzinger und Sieveringer Gelände dessen Stimmung, wie sie fast vor einem Jahrhundert mit des Genies Nerven erfüllt wurde, in der bukolischen Heiterkeit von Beethovens Sechster Symphonie unsterblich geworden ist und dessen modernes, dessen Großstadtalter, in Rudolf Hans Bartsch einen treu-seligen Barden gefunden — es war wohl meinem Bewußtsein sehr weit, als ich in dem vollen Trambahn-Car die Amsterdam Avenue hinauffuhr, Washington Heights zu. Ein Höhenzug im Norden Newyorks, von geraden Straßen überzogen, gegürtet und bestanden von vielen Mittelstands-Apartmenthäusern, Wolkenkratzern oder anderen Gebäuden jener Kategorie, die am meisten der Individualität und daher der Schönheit entbehrt; wie sie hier aus der Erde gestampft werden für die jungverheirateten Paare, denen solch ein Aufzugappartement mit dem schwarzen Diener, der unten am Umschaltebrett die Telephone einstellt, der einem die Post übergibt und Aufträge — manchmal — bestellt, das Non plus ultra an Luxus ist. Wenn sie in zehn Jahren noch dort wohnen, wissen sie schon lange, daß es langweilig und sehr alltäglich ist, und wenn sie nicht mehr dort sind, wohnen sie wohl schon in einem der Apartmentpaläste auf Riverside Drive oder Central Park West, wo sie um viel mehr Geld den wirklichen Luxus erhalten. An manchen Stellen ist hier ein Hügel, seitwärts aufgerissen und teilweise abgetragen, stehengeblieben, die Lenden nun brutal kahl, zerrissen wie eine Wunde der Erde neben diesen schnell hingestellten riesigen und einer dem andern zum Verzweifeln ähnlichen Steinwürfeln.

Auf der Umsteigstelle an der 125. Straße wurde mein Wagen umlagert von Damen in leichten, aber nicht teuren Abendcapes, von Herren, denen ihre Begleitertolle die Beliebtheit des Interessirten über das Gesicht gegossen oder es in der Gelangweiltheit des Zwanges höflich, aber deutlich gefrieren gemacht; von jungem Volk und dem Häuflein Musikbesessener, deren ekstatische Blicke untrennbar scheinen von Haar und Teint, deren Antlitz die billige Stubenluft verrät. Von der 125. Straße zur 139., dem Ziel der Karawane, geht es steil empor, es ist nur vielleicht zehn Minuten Pflasterweg, aber kein Volk ist so gehfaul wie der Amerikaner, und man will doch zur Zeit oben sein, und es ist schon ein Viertel auf neun! Um halb neun aber beginnt das Konzert. Ja, das Konzert; denn hier oben, weit weg von Newyork's künstlerischen Bezirken, geht heute abend ein großer Schatten über die Höhen, derselbe, der einjt am Sieveringer

Bach die Wege abgelaufen, die Hände am Rücken verschränkt oder mit dem Stock Disteln köpfend, die Augen am Boden, die Seele aus Höllen zu Himmeln sich emporringend, wie sie so hoch und ätherklar selten von einem erstiegen worden, die Häßlichkeit des mächtigen und immer verschmähten Gesichts umflackert von der Wirrnis der Locken. . . . Im Levisohn-Stadium, das von dem Millionär gleichen Namens erbaut wurde, ist heute abend Beethovens Neunte Symphonie angekündigt.

Die Stadiumkonzerte finden täglich unter freiem Himmel und zu äußerst niedrigen Preisen statt, 25 und 50 Cents, das Defizit wird von einem Komitee von Millionären getragen, das für den heurigen Sommer eines der besten Orchester Amerikas, das Philharmonische Orchester unter der Leitung Willem van Hogstraatens, engagiert hat. Das Stadium faßt etwa 10.000 Menschen und alle diese 10.000 sind heute gekommen. Da nützt nichts, es heißt „Polonaise“ stehen vor den Kassen; aber es geht amerikanisch schnell und schon hat man sein Ticket und geht ein paar Stufen hinauf und tritt hinaus auf eine mächtige Kolonnade, die sich in Halbkreisform mit vielen, vielen Stufenreihen zur Arena herabsenkt. Dort sind im abgezurückten Raum noch viele Sessel gestellt, die bis knapp vor die Rampe des Pavillons laufen, der im Stil der Kolonnade aus weißen dorischen Säulen erbaut ist; eine Wand im Rücken wirft den Schall nach vorn. Das Stadium macht nicht den Anspruch, der zu Stein gewordene Traum eines Künstlers zu sein; da sind keine schmückenden Details, nur die fest herausgearbeitete Linie, die hier die Höhe beherrscht und mit Wucht sich gegen den Himmel hebt. $\frac{3}{4}$ 9 ist es nun schon und noch immer strömen die Menschen herbei, wie dunkle Tropfen fallen sie über die weißen Steinstufen, die als Sitze fungieren. Sehr bequem sind diese „Sitze“ gewiß nicht, da sind die Sessel im abgeperrten Raum schon gefälliger. Newyork hat seine toteste Zeit und diese Sessel sind sonst meist wenig besetzt; aber heute entwickelt sich da sogar etwas wie ein gesellschaftliches Bild, ein paar Gesichter, die man von Podium, Bühne und Premieren kennt: unter ein paar großen Pariser Hüten dieses gewisse Lächeln, wie es von allen Frauen nur die Künstlerin hat, ein Lächeln, das Strahlen verschenkt und zu gleicher Zeit heischt; Be-

grüßungen, Händejütteln; „Oh, Sie da, wie gut es sich trifft, ich glaubte Sie in Spanien . . .“ „Ja, bin gestern mit „Leviathan“ gekommen, ein paar Tage im Rig . . . zu heiß, Newyork . . . morgen fahr ich an die Seen, nach Kanada, fischen . . .“ . . . in Dakhurst? Oh, ja Sie wissen doch, Mrs. Vandervendens Gut, ja wir sind hereingemotort. Mein Mann liebt die Meunte so sehr, wissen Sie, na ja, es ist ja auch wundervoll, marvelous . . .“ Indes ist das Weiß der Stufen dem Schwarz der Menschen gewichen, die die Arena bis zu den höchsten Rängen füllen. Der Himmel über uns ist noch blau Newyork hat Sommerzeit — im Rotfeuer der schwindenden Sonne liegt das Häusermeer wie eine goldene Stadt, weit draußen und tief unten, jenseits der Arena und jenseits der Tennisplätze dahinter und der ernstesten, halbgothischen Steingebäude des City College. Das Feld ist so groß, daß das Tuten der Autos von der Straße dort nur schwach in die ersten Takte der Leonoren-Duvertüre herüberklingt. Hoch oben hinter uns vom Dach der Kolonnade bläst man die Reveille, ertönt der Kanonenschuß. Als van Hoogstraaten den Stab zur Meunte erhebt, ist es mit der Mäßlichkeit des Ueberganges hier schon dunkel, am Osthimmel vor uns weiterleuchtet es, während das Cello den Reigen beginnt und es sich bald vielstimmig aus den ersten aber energischen Fragen heraus zur herrlichen Bejahung entwirrt. An den Seiten und hoch oben im Zuhörerraum dürfte wohl die Klarheit verloren gehen, aber nicht allzuweit vom Podium entfernt, steht die Akustik der des Konzertsalles wenig nach.

Wer die Meunte unter Schalks Meisterstab gehört, der hat erlebt, wie er seine Leute dahin bringt, uns die himmlische Seligkeit des Adagio zu geben, während seine ganze lange, dürre Gestalt nicht mehr zu existieren scheint, nur die überirdische Wonne des Gesichtes, in dem man die ungeheure Nase gar nicht mehr bemerkt; welche Kraft floß aus dieser schwächtigen Figur bei den Dithyramben des letzten Sazes in Orchester und Chor, nach einem stufenweisen Sich-Hinaufschwingen auf die Höhe des Glückes, hat dann die fast

unsagbare Mächtigkeit des Gefühls erlebt, das gebündelt in selige Klarheit; überirdisch diese Sonne, aber auch mit süßer Erdlichkeit durchtränkt, wie der Kampf des Menschthums mit dem Genie sie prägt; mit der Beethovens Musik voll bis zum Rand ist, deshalb uns so nah trotz ihrer Uebermenschentiefe, nicht wie Bach, der ewig unentwegt und ungestört in Gottes klarster Nähe wandelt. Oder Weingartners bekanntes Aus-dem-Handgelenk-Dirigieren; nicht aus dem Handgelenk nur; mit dem kleinen Finger, den er immer ein wenig wegspreizt, um sich seiner im rechten Moment zu bedienen; mit den Augen, die bald beruhigen, bald beseuern. Sie haben wohl so tief geschöpft in diesem edeln Werk und heraufgeholt, was immer einer nachschaffend daraus holen kann. Bin ich, doch selbst oben am Podium im Musikvereinsaal gesessen, in den Reihen des von mir so treulos für Amerika verlassenen Singvereines, habe es miterlebt. Auch Mengelberg, den ich voriges Jahr in Carnegie Hall hörte, dirigierte eine vollendete Neunte, wenn auch gemäß der stürmisch-leidenschaftlichen Färbung seines Temperaments anders getönt. Sein Orchester war ausgezeichnet, der Chor — die Oratorio Society — in Schillers herrlichem Lied an die Freude gut und fleißig; sie sangen auch heute im Stadium, aber diesmal waren sie manchmal ausgesprochen schlecht. Laßet uns gütig sein und es in der Hauptsache mit dem gewiß ein wenig verwirrenden Singen im Freien erklären. Es fehlte das edle Metall der Stimmen, beim Einsetzen schlugen die sicheren voraus, womit sie sich eigentlich wieder als so gar nicht sicher verrieten. Tapfer Ruth Rodgers in der Sopranpartie — oh selige Höhe der Gertrude Förstel! Und gut Frazer Ganges Bariton, wenn man auf Richard Mayrs satte, volle Töne vergessen könnte! Und Willem van Hogstraaten? Ich bin kein Musikkritiker; nicht jeder ausgezeichnete Dirigent ist fähig, jeden Heroem der Tonkunst uns gleich nahe zu bringen, und Hogstraaten liegt Beethoven nicht.

Er erlebt ihn nicht, er dirigiert ihn nur. Aber schließlich, was wollen denn wir Europäer immer? Man hatte die Reute von einem ausgezeichneten Orchester tüchtig gespielt bekommen — der Applaus war groß, der Dirigent durfte sich verneigen, die weißgekleideten Damen des Chors lächelten sich mit dem befriedigten Lächeln von Diven, und — Hauptsache — der Abend war, so oder so, vorüber. Was kümmert sich van Hogstraaten darum, daß da eine Europäerin sitzt mit Erinnerungen? Für die meisten der Zehntausend da war es das Beste und Großartigste, das sie je gehört, und es war auch gewiß gut und großartig; in Carnegie Hall kann man kein solches Konzert um 25 Cents hören, noch dazu mit dem unendlichen Dom über uns, aus dem der große Einsame sich seine Sphären gesänge geholt. Und nun steht man auf und drängt sich langsam die vielen Stufen hinauf und langsam durch die Kolonnade schiebt man sich hinaus dem Ausgang zu. Wie viele von diesen Menschen haben wohl heute eine Botschaft empfangen? Wie viele sind nur gekommen, weil man den Abend ja doch irgendwie verbringen mußte, oder weil es doch eigentlich gebildet aussieht, wenn man ins Stadium-Konzert geht, oder weil man andere mit Ausdrücken des Entzückens von der Reuten reden gehört, so daß man neugierig war? Aber all das zählt ja eigentlich wirklich nicht — gerade so wenig wie, daß man vollendetere Aufführungen der Reuten gehört; von Wichtigkeit ist ja nur eins: daß über der Fragenhaftigkeit, der Lärheit und der Gemeinheit dieser Welt die Schönheit solcher Vision triumphierend schwebt. Diese Größe, diese Güte, geboren aus einem Menschengehirn, geprägt in einem Menschenherzen. Vielleicht geschieht es, daß wir die großen Künstler so verehren, weil sie es vermögen, mit der Kühnheit und der Zielweite ihrer Phantasie in uns verschlossene Himmel zu greifen und uns die Ahnung von einem Uebermenschentum vorzaubern, von dem wir in Wirklichkeit ja noch weit entfernt sind. So die hohe ethische Kraft der Kunst enthüllend, von der die Alten schon wußten, als sie Kunst und Religion Hand in Hand gehen ließen. Wenn der im letzten Grade der Armeuthkrankheit sich hinschleppende Schiller, wenn Beethoven, dem der grausamste Spas der Natur das Hören genommen, uns erscheinen und sagen und singen: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt . . .“, so stehen wir da, Gut ab: und keine Gemeinheit, keine Fämmerlichkeit der Menschenraße, so klastertief ringsumher, kann uns etwas anhaben. Denn dies ist in Wahrheit Göttersunkenfreude!